

F. Paul Wilson

---

# **DIE GABE**

Fantastischer Thriller

Aus dem Amerikanischen von  
Marita Böhm und Michael Plogmann

**FESTA**

1. Auflage Dezember 2008

Originaltitel: *The Touch*

© 1986 by F. Paul Wilson

Veröffentlicht mit Erlaubnis von F. Paul Wilson

© dieser Ausgabe 2008 by Festa Verlag, Leipzig

Titelbild: James Group Studios

Literarische Agentur: Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen

Druck und Bindung: AALEXX, Großburgwedel

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-081-4

### *Danksagungen*

Die nachfolgend aufgeführten, in verschiedenen Disziplinen bewanderten Akademiker gewährten mir beim Schreiben dieses Buches kleine und große Unterstützung in Bereichen, die sowohl mit ihren jeweiligen Fachkenntnissen in Beziehung stehen als auch nicht mit ihnen verwandt sind.

Dr. med. John DePalma  
Dr. med. Anthony Lombardino  
Dr. med. Martin Seidenstein  
Dr. phil. Nancy Spruill  
Dr. phil. Steven Spruill  
Dr. phil. Albert Zuckerman

APRIL

## 1. Dr. Alan Bulmer

»Tut das weh?«

Alan stach mit einer Nadel sachte in die Haut ihres rechten Beines.

In den großen Augen der Frau zeigte sich Furcht, als sie den Kopf schüttelte.

»Oh mein Gott, sie spürt es nicht!«

Alan wandte sich der Tochter zu, deren Gesicht den gleichen schmutzig-weißen Farbton hatte wie der Vorhang, der den Raum von der Notaufnahme abteilte.

»Würden Sie bitte eine Minute draußen warten.«

Die Tochter fand den Schlitz im Vorhang und verschwand.

Alan wandte sich wieder der Mutter auf der Liege zu und musterte sie. Er rief sich die Informationen wieder ins Gedächtnis, die er über Helen Jonas hatte. Das war nicht viel. Typ-2-Diabetes und leicht erhöhter Blutdruck. Sie war vor zwei Jahren das letzte Mal in seiner Praxis gewesen, und damals hatte ihre Tochter sie dahin geschleift. Aber jetzt, vor einer halben Stunde, hatte Alan zu Hause gegessen und eine Zeitschrift gelesen, als der Anruf von der Notaufnahme kam, dass dort eine Patientin von ihm sei, die weder gehen noch sprechen könne.

Obwohl er bereits nach wenigen Minuten zu einer Diagnose gekommen war, führte er die Untersuchung zu Ende. Er bewegte die Nadel zu Helens rechtem Handrücken.

»Und wie ist das?«

Sie schüttelte wieder den Kopf.

Er beugte sich über sie und berührte mit der Nadel die linke Hand. Sie zuckte zurück. Dann fuhr er mit seinem Daumnagel über ihre nackte rechte Ferse bis hin zur Fußsohle. Die Zehen richteten sich auf. Er nahm ihre rechte Hand und wies die Frau an, seine Hand zu drücken. Die Finger bewegten sich nicht. Er ließ wieder los, und der Arm fiel kraftlos auf die Matratze zurück.

»Lächeln Sie!«, sagte er und grinste sie an.

Die Frau versuchte, es ihm gleichzutun, aber nur die linke Gesichtshälfte reagierte. Die rechte Wange und die rechte Mundhälfte blieben unbeweglich.

»Und wie ist es mit den Augenbrauen?« Er bewegte seine im Stil von Groucho Marx.

Beide Brauen der Frau bewegten sich entsprechend.

Er horchte Herz und Puls ab – normaler Rhythmus, keine Unregelmäßigkeiten, keine Aussetzer.

Alan richtete sich auf.

»Sie hatten einen Schlaganfall, Helen. Eine Ader ...«

Er hörte ihre Tochter hinter dem Vorhang »Oh nein!« rufen, aber er sprach weiter. Um sie würde er sich später kümmern. Helen zu beruhigen, war jetzt wichtiger.

»Eine Arterie auf der linken Hirnseite ist verstopft, und daher haben Sie die Kontrolle über Ihre rechte Körperhälfte verloren.«

Die Stimme tönte wieder durch den Vorhang: »Oh mein Gott, ich wusste es! Sie ist gelähmt!«

Warum hielt sie nicht den Mund? Es war verständlich, dass die Tochter Angst hatte, aber die war im Moment nicht sein wichtigstes Anliegen, und im Augenblick machte sie die schlimme Lage ihrer Mutter nur noch schlimmer.

»Ich kann nicht sagen, wie lange das anhalten wird, Helen. Sie werden wahrscheinlich einen Teil Ihrer Kraft zurückbekommen; vielleicht die ganze, vielleicht überhaupt keine. Wie viel und wann das sein wird, lässt sich jetzt noch nicht sagen.«

Er nahm ihre gesunde Hand in seine. Sie drückte sie. »Wir werden Sie jetzt nach oben bringen, und morgen früh beginnen wir mit einigen Tests. Außerdem fangen wir sofort mit Physiotherapie an. Wir werden uns um Sie kümmern und Sie gründlich durchchecken, wenn Sie schon mal hier sind. Der Anfall ist passiert, also verschwenden Sie keine Zeit darauf, sich Sorgen zu machen. Er ist vorbei. Von nun an arbeiten Sie daran, dass Sie wieder Ihren Arm und Ihr Bein gebrauchen können.«

Sie lächelte mit einer Gesichtshälfte und nickte. Schließlich entzog er ihr seine Hand und sagte: »Entschuldigen Sie mich.« Er

drehte sich um und ging zur Tochter, die hinter dem Vorhang Selbstgespräche führte.

»Was soll ich jetzt bloß tun? Ich muss Charlie anrufen! Ich muss Rae anrufen! Was soll ich bloß tun?«

Alan legte ihr den Arm um die Schultern und drückte sie leicht. Sie zuckte zusammen und hörte auf zu jammern.

»Sie sagen jetzt nichts mehr, in Ordnung?« Er redete leise auf sie ein. »Sie regen sie nur auf.«

»Aber was soll ich nur tun? Ich muss so viel tun! Ich muss ...«

Er drückte sie wieder, dieses Mal ein wenig stärker. »Das Wichtigste ist jetzt, ihr beizustehen und ihr zu sagen, dass sie eine Zeit lang bei Ihnen wohnen kann, nachdem sie aus dem Krankenhaus entlassen ist, und dass Sie die ganze Familie über die Osterfeiertage einladen werden.«

Sie starrte ihn an. »Aber ich kann doch nicht ...«

»Natürlich können Sie.«

»Sie meinen, sie wird nach Hause kommen?«

Alan lächelte und nickte. »Ja. In einer Woche vielleicht. Sie glaubt, dass sie hier sterben wird. Das stimmt nicht. Aber sie braucht jemanden, der ihr jetzt die Hand hält und mit ihr über die Zukunft spricht, wie das Leben weitergehen wird und welche Rolle sie spielen wird ...« Er schob sie zum Vorhang. »Gehen Sie zu ihr.«

Oberschwester McClain, die verantwortliche Stationsschwester für die Notaufnahme, war fast sechzig und gebaut wie ein Bulldozer. Sie sah ihn vom Schreibtisch aus an und hielt fragend eine TPA-Infusion hoch. Alan schüttelte den Kopf. Auf dem CT hatte sich keine Blutung gezeigt und nach dem, was die Tochter ihm erzählt hatte, lag der Schlaganfall bereits mehr als drei Stunden zurück. TPA würde da nicht mehr helfen.

Alan unterzeichnete die Behandlungsanweisungen, schrieb einen Aufnahmebericht und diktierte dann die Krankengeschichte.

Nachdem Alan Helen Jonas und ihre Tochter nochmals beruhigt und beiden eine gute Nacht gewünscht hatte, verließ er das Krankenhaus, stieg in seinen Subaru-Geländewagen und machte sich auf den Heimweg. Er fuhr langsam und nahm die kürzere Strecke durch das Zentrum von Monroe, wo sich alle Gebäude um

den winzigen Hafen drängten wie wartende Badegäste auf die Freigabe des Wassers durch die Rettungsschwimmer. Er mochte die Einsamkeit, wenn er mitten in der Nacht durch die Einkaufsmeile fuhr. Während des Tages ging es hier immer nur schrittweise voran. Aber um diese Zeit, vor allem jetzt, wo die ganzen Bauprojekte abgeschlossen waren und er nicht immer um Absperrungen herumlenken und Umleitungen folgen musste, konnte er sein Tempo selbst bestimmen und die Geschwindigkeit so anpassen, dass er grüne Welle hatte. Und nachdem die Straßenbahnschienen mit Asphalt eingeebnet worden waren, war die Straße auch nicht mehr so holprig. Er legte eine Kassette in den Recorder, und die Crows ertönten mit »Oh, Gee.«

Er sah zu, wie die vergitterten Ladenfronten an ihm vorbeigliitten. Als der Gemeinderat – wieso bestand die Stadt eigentlich darauf, sich selbst Gesamtgemeinde zu nennen? – beschlossen hatte, das ganze Hafenviertel zu restaurieren und dabei architektonisch einem Walfängerpanorama des neunzehnten Jahrhunderts zu folgen, hatte er die Idee albern gefunden. Auch wenn es hier gar keinen Walfang gegeben hatte und die nächsten Walfängerstützpunkte im Osten bei Oyster Bay und Cold Spring Harbor lagen, wollte die Stadt sich unbedingt neu präsentieren. Als er jetzt an den aufgemöbelten Fischrestaurants, Boutiquen und Antiquitätenläden vorbeikam, musste Alan zugeben, dass das gut aussah. Das frühere wahllose Gemengsel von Ladenfronten hatte eine neue, lebendigere Persönlichkeit bekommen und passte jetzt sehr gut zum weißen Turm der Reformierten Kirche und dem Backsteinbau des Rathauses von Monroe. Monroe war jetzt zu mehr geworden als nur zu irgendeiner der größeren Städte an der ›angesagten‹ Nordküste Long Islands.

Die Illusion funktionierte sogar beinahe. Er versuchte, sich Ishmael vorzustellen, wie er mit der Harpune auf der Schulter zum Hafen marschierte, der Pequod entgegen ...

... und kam am neuesten Wohnsilo vorbei.

Na ja, nichts ist perfekt.

Eine rote Ampel zwang ihn zum Halten. Während er wartete, beobachtete er, wie Klumpfuß-Annie vor ihm über die Straße humpelte. Alan kannte ihren richtigen Namen nicht; soweit er

wusste, kannte ihn niemand. Sie war einfach überall als Klumpfuß-Annie bekannt und lebte seit Menschengedenken auf der Straße.

Wie immer, wenn er sie sah, fiel ihm auch jetzt wieder auf, wie ein missgestalteter Fuß, um dessen Korrektur sich im Kindesalter niemand gekümmert hatte, das Leben eines Erwachsenen formen konnte. Leute wie Annie regten immer etwas in Alan an. Er würde dann am liebsten in der Zeit zurückreisen und dafür sorgen, dass jemand das Richtige tat. Es wäre so einfach gewesen ... Eine Dauerschiene mit Fuß-Abduktions-Prothese, um die Missbildung noch beim Kleinkind zu korrigieren. Was wäre aus Annie geworden, wenn sie mit einem gesunden Fuß aufgewachsen wäre? Vielleicht würde sie ...

Etwas hämmerte gegen die rechte Vordertür und ließ Alan hochfahren. Das Zerrbild eines menschlichen Gesichtes drückte sich gegen das Fenster am Beifahrersitz.

»Sie!«, rief das Gesicht, das sich gegen das Glas presste. »Sie sind derjenige, welcher! Lassen Sie mich rein! Ich muss mit Ihnen sprechen!«

Seine Haare und sein Bart waren lang und verfilzt und so schmutzig wie seine Kleider. Die Augen glühten, zeigten aber keine Spur von Intelligenz. Wenn der Mann einmal Verstand gehabt hatte, hatte er ihn lange weggesoffen. Er richtete sich auf und zog am Türgriff, die Tür war jedoch verriegelt. Er schob sich am Auto entlang zur Motorhaube. Er sah aus wie ein Obdachloser aus der Bowery. Alan konnte sich nicht erinnern, so jemanden jemals in Monroe gesehen zu haben.

Er schlurfte vor den Wagen, zeigte über die Motorhaube hinweg auf Alan und plapperte die ganze Zeit unverständlich vor sich hin. Angespannt, aber sicher wartete Alan, bis der Penner nicht mehr direkt vor ihm stand, dann gab er sachte Gas. Der Penner schlug mit der Faust gegen den Kofferraum, als der Wagen an ihm vorbeifuhr.

Im Rückspiegel sah Alan, wie der Mann hinter dem Wagen herannte. Dann hielt er inne, blieb mitten auf der Straße stehen und starrte ihm nach: Es war ein Bild der Niedergeschlagenheit und der Enttäuschung, wie er so mit den Armen durch die Luft fuchtelte und sie dann wieder fallen ließ.

Das Vorkommnis hatte Alan erschüttert. Er warf einen kurzen Blick auf das Beifahrerfenster und bemerkte bestürzt einen großen öligen Fleck in der Form des Gesichtes des Penners. Als das Licht einer Straßenlaterne darauf fiel, schien es ihn anzusehen, und es erinnerte ihn unangenehm an das Gesicht auf dem *Grabtuch von Turin*.

Er wollte gerade vor einer weiteren roten Ampel anhalten, als sein Pieper auslöste. Vor Schreck trat er auf die Bremse. Er warf einen Blick auf die Nachricht: »*Mrs Nash anrufen wegen Sohn. Klagt über Bauchschmerzen und Erbrechen.*« Danach die Telefonnummer.

Alan richtete sich im Sitz auf. Er kannte Sylvia Nash gut. Sie war eine besorgte Mutter, aber keine Panikmacherin. Wenn sie anrief, stimmte mit Jeffy wirklich etwas nicht. Das beunruhigte ihn. Jeffy Nash hatte im Laufe der Jahre einen besonderen Platz in seinem Herzen und in seiner Praxis eingenommen.

Er trommelte mit den Fingern auf das Lenkrad. Was sollte er tun? In einem solchen Fall traf er normalerweise den Patienten in seiner Praxis oder in der Notaufnahme. Seine Praxis lag am anderen Ende der Stadt, und er wollte heute Abend nur dann ins Krankenhaus zurückfahren, wenn es gar nicht anders ging. Dann kam ihm plötzlich die Idee: Das Haus der Nashs war nur ein kurzer Abstecher von der Route zwischen dem Krankenhaus und seinem eigenen Haus. Er könnte auf dem Weg nach Hause dort vorbeischaun.

Er lächelte, als die Ampel grün wurde und er Gas gab. Die Idee, Sylvia zu sehen, war angenehm. Und ein Hausbesuch – das dürfte die unerschütterliche Witwe Nash aus dem Konzept bringen.

Er folgte der Hauptstraße bis zum Eingang des Monroer Jacht- und Tennisclubs an der Westseite des Hafens, steuerte dann landeinwärts und durchquerte die unterschiedlichen sozialen Schichten, die die ›Gesamtgemeinde Monroe‹ bildeten. Das Viertel mit den Reihenhäusern und den billigen Pensionen kam direkt hinter dem Stadtzentrum und wurde dann von der Neubausiedlung abgelöst, die nach Kriegsende um die High School herum gebaut worden war. Von da aus ging es in die bewaldete Hügellandschaft, wo in den letzten zehn Jahren die Neubauten der Besserver-

dienenden entstanden waren. Dort lebte auch Alan und er wäre jetzt einfach weiter dem Hill Drive gefolgt, wenn er direkt nach Hause gefahren wäre. Stattdessen bog er an der nächsten Kreuzung rechts ab und folgte dem Shore Drive in Monroes exklusivstes Wohnviertel.

Alan schüttelte den Kopf bei der Erinnerung daran, dass er bei ihrem Umzug nach Monroe Ginny versprochen hatte, eines Tages würden auch sie eines dieser Häuser direkt am Meer besitzen. Wie naiv er damals doch gewesen war. Das hier waren keine Häuser – das waren Anwesen, die sich jederzeit mit den Luxusvillen in Glen oder Lattingtown messen konnten. Er konnte sich nicht die Steuern, Neben- und Unterhaltungskosten eines dieser alten Monstren leisten, geschweige denn die Hypothekenraten.

Hohe Mauern und Baumbestände schützten diese Anwesen vor den neugierigen Blicken der Passanten. Alan folgte den Windungen der Straße, bis die Scheinwerfer über die zwei hohen Torpfosten aus Ziegelsteinen glitten, die den Eingang säumten und die Bronzetafel zur Linken beleuchteten, die mit *TOAD HALL* beschriftet war.

Er bog ein, folgte einem kurzen, mit Lorbeerbüschen gesäumten Weg und erreichte das Nash-Haus – das ehemalige Borg-Anwesen –, das sich unter Weiden dunkel vom klaren sternhellen Himmel abhob.

Nur ein Fenster war beleuchtet, das in der oberen linken Ecke des mit vielen Erkern ausgestatteten Bauwerks. Es strahlte ein gedämpftes Gelb aus und ließ den Platz wie auf dem Umschlag eines Horrormans erscheinen. Das Licht vor dem Eingang brannte, fast so, als würde er erwartet.

Er war schon daran vorbeigefahren, aber niemals im Haus gewesen. Trotzdem hatte er das Gefühl, es zu kennen, nachdem er eine Woche zuvor eine Doppelseite im *New York Times Magazine* gesehen hatte, wo in einer Serie über alte Herrenhäuser am North Shore auch über das Nash-Haus berichtet wurde.

Alan konnte das Salzwasser riechen und das sanfte Plätschern am Long Island Sound hören, als er mit seiner schwarzen Tasche in der Hand auf die Haustür zuing und nach der Türglocke langte.

Er zögerte. Vielleicht war es doch keine gute Idee gewesen –

in Anbetracht von Sylvias Ruf als lebenslustige Witwe und der Art, wie sie fortwährend mit ihm flirtete. Er wusste, dass das größtenteils Spaß war, weil sie ihn gern in Verlegenheit brachte, doch hatte er auch immer das Gefühl, dass hinter der Oberfläche etwas Wahres sein musste. Das erschreckte ihn am meisten, denn er wusste, dass er auf sie ansprach. Er konnte nichts dagegen tun. Sie hatte etwas an sich – über ihr gutes Aussehen hinaus –, das auf ihn wirkte, ihn anzog. Wie jetzt. War er hier, um Jeffy zu sehen oder sie?

Es war ein Fehler. Aber jetzt war es zu spät, um noch umzukehren. Wieder langte er nach der Glocke.

»Erwartet die Missus Sie?«

Bei dem Klang der Stimme direkt hinter sich zuckte Alan zusammen, wirbelte herum, und legte mit einem erschreckten Aufkeuchen die Hand aufs Herz.

»Ba!«, rief er, als er Sylvias vietnamesischen Fahrer und »Mädchen für alles« erkannte. »Sie haben mich fast zu Tode erschreckt!«

»Es tut mir leid, Doktor. Ich habe Sie von hinten nicht erkannt.« Ba war über einen Meter achtzig groß. Sein glattes schwarzes Haar wurde von Grau durchzogen, aber seine Züge verrieten nichts über sein Alter. Er konnte vierzig, genauso gut aber auch sechzig sein. Im Licht der Glühbirne über dem Hauseingang wirkte seine Haut noch fahler und seine Augen und Wangen noch eingefallener als sonst.

Die Haustür öffnete sich, und Alan wandte sich um und sah den überraschten Ausdruck von Sylvia Nashs schönem, fein geschnittenen Gesicht. Sie trug einen sehr bequem aussehenden karierten Flanellmorgenrock, der sie vom Kopf bis zu den Füßen bedeckte. Aber er verdeckte nicht ihren Busen, der sich unter dem weichen Stoff wölbte.

»Alan! Ich wollte nur mit Ihnen sprechen. Ich habe nicht erwartet, dass Sie ...«

»Hausbesuche sind nur etwas aus der Mode gekommen«, antwortete er. »Ich mache jedenfalls noch welche. Zufällig war ich mit dem Wagen in der Nähe, als ich über den Pieper die Nachricht erhielt. Darum dachte ich, es wäre einfacher, wenn ich vorbeii-

komme, um mir Jeffy anzusehen. Aber machen Sie sich keine Sorgen. Beim nächsten Mal werde ich Sie auf alle Fälle vorher anrufen. Vielleicht wird mich Ba dann nicht ...«

Seine Stimme verlor sich, als er sich umdrehte. Ba war nicht mehr da. Machte dieser Mann überhaupt keine Geräusche, wenn er sich bewegte? Sylvia bedeutete ihm, näher zu treten.

»Kommen Sie rein.«

Er betrat das riesige, mit Marmorboden und pastellfarbenen Tapeten ausgestattete Foyer, das von einem großen Kristalllüster hell erleuchtet wurde. Direkt ihm gegenüber, zur Rechten hin, führte eine breite Treppe nach oben.

»Was ist mit Ba?«

»Er hat mich fast zu Tode erschreckt. Warum schleicht er so in den Büschen herum?«

Sylvia lächelte. »Oh, ich glaube, er macht sich Sorgen, dass dieser Artikel in der *Times* das Interesse aller Einbrecher im weiten Umkreis geweckt hat.«

»Das ist wohl berechtigt.« Alan erinnerte sich an die Fotos von dem eleganten Wohnzimmer, dem reich verzierten Silber-Besteck im Esszimmer, dem Wintergarten mit den Bonsais. »Wenn dieses Haus in Wirklichkeit nur halb so schön ist wie in der Zeitschrift, dann ist es sicherlich ganz schön verlockend.«

»Danke«, sagte sie mit einem gequälten Lächeln. »So etwas hat mir jetzt noch gefehlt.«

»Entschuldigung. Aber Sie haben doch eine Alarmanlage, oder nicht?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nur einen einäugigen Hund, der bellt, aber nicht beißt. Und natürlich Ba.«

»Reicht das aus?«

»Bisher, ja.«

Vielleicht *reichte* Ba aus. Alan schauderte bei dem Gedanken, ihm im Dunkeln zu begegnen. Er sah aus wie ein wandelnder Leichnam.

»Man hat viel Wirbel um Sie gemacht in dem Artikel – berühmte Bildhauerin und so. Aber warum wurde Jeffy nicht erwähnt? Ich bin überrascht, dass man auf diesen persönlichen Aspekt nicht weiter eingegangen ist.«

»Jeffy wurde nicht erwähnt, weil sie nichts über ihn wussten. Jeffy ist kein Ausstellungsstück.«

Damit stieg Sylvia Nash noch eine Stufe höher in Alans Wertschätzung. Er beobachtete sie und wartete darauf, dass sie eine provokante Bemerkung machte. Aber die blieb aus. Sie war zu besorgt um Jeffy.

»Sehen Sie ihn sich bitte an«, fuhr sie fort. »Er ist oben. Er ist eingeschlafen, nachdem ich angerufen hatte. Ich habe Sie ungerne gestört, aber er hatte so starke Schmerzen, und dann erbrach er sich. Ich habe mir Sorgen gemacht.«

Alan konnte sie verstehen. Er folgte ihr durch das Foyer und dann die geschwungene Treppe hinauf und betrachtete dabei ihre Hüften, die sich vor seinen Augen anmutig wiegten. Durch einen Flur, eine Drehung nach links, und dann stiegen sie über ein kniehohes Sicherheitsgitter in das Kinderzimmer, das von einer Donald-Duck-Lampe schwach beleuchtet wurde.

Alan kannte Jeffy gut, und er spürte eine besondere Verbundenheit mit ihm, die er sonst mit seinen kleinen Patienten nicht teilte. Ein schönes Kind mit Engels Gesicht, blonden Haaren, tiefblauen Augen und einem furchtbaren Problem. Er hatte Jeffy schon so viele Male untersucht, dass sein kleiner achtjähriger Körper ihm fast so vertraut war wie sein eigener. Aber Jeffys Geist ... sein Geist blieb allen Menschen verschlossen.

Er schaute zum Bett und sah Jeffy friedlich schlafen.

»Für meine Begriffe sieht er nicht sehr krank aus.«

Sylvia trat schnell zum Bett und starrte auf den Jungen. »Vorhin hatte er schlimme Schmerzen – er krümmte sich und fasste sich an den Bauch. Sie wissen, dass ich Sie niemals nur zum Spaß anrufen würde. Stimmt mit ihm etwas nicht? Ist alles in Ordnung?«

Alan blickte flüchtig auf ihr besorgtes Gesicht und spürte die Liebe zu ihrem Kind, die wie eine warme Brise aus ihr herausströmte.

»Ich werde ihn mir ansehen und es herausfinden.«

»Kusch, Mess«, sagte Sylvia. Die schildpattfarbene Katze, die in Jeffys Kniewinkeln zusammengerollt gelegen hatte, warf Alan einen verärgerten Blick zu, als sie vom Bett verschwand.

Alan setzte sich zu Jeffy auf das Bett und drehte ihn auf den Rücken. Er hob das Hemd des Schlafanzugs hoch und schob die Windel hinunter, um den Unterleib freizulegen. Während er seine linke Hand auf den Bauch legte, presste er die Fingerspitzen der rechten Hand auf die der linken Hand. Der Unterbauch war weich. Er klopfte leicht die Quadranten ab und hörte ein hohles Geräusch – Blähungen. Er schenkte dem unteren rechten Quadranten über dem Blinddarm besondere Aufmerksamkeit. Er spürte einen leichten Druck der Bauchdecke und vielleicht eine Empfindlichkeit – er glaubte, Jeffy im Schlaf zucken zu sehen, als er dort tastete. Er holte das Stethoskop aus seiner schwarzen Tasche und horchte den Bauch ab. Die Darmgeräusche waren etwas gesteigert und deuteten auf eine Reizung hin. Er untersuchte routinemäßig auch Lunge, Herz und Halsdrüsen.

»Wie hat er heute Abend gegessen?«

»Wie üblich – wie ein Scheunendrescher.«

Sylvia stand dicht neben ihm. Alan legte das Stethoskop weg und sah sie an. »Und was?«

»Sein Lieblingsessen: Hamburger, Makkaroni und Käse, Sellerie, Milch, Eis.«

Erleichtert, dass er etwas Ernsthaftes ausschließen konnte, begann Alan, Jeffys Schlafanzug wieder zurechtzuziehen. »Es gibt nichts zu befürchten, soweit ich sehen kann. Entweder ist er im Anfangsstadium einer Virusinfektion oder etwas von dem, was er gegessen hat, war nicht in Ordnung. Oder wie er es gegessen hat. Wenn er mit den Speisen Luft geschluckt hat, kann er schlimme Bauchschmerzen bekommen.«

»Es ist nicht der Blinddarm?«

»Soweit ich es beurteilen kann, nein. Die Möglichkeit besteht immer, aber ich bezweifle es. Normalerweise geht der Appetit bei einer Blinddarmentzündung verloren.«

»Nun, seinem Appetit fehlt nichts, das kann ich Ihnen versichern.« Sie legte ihre Hand auf seine Schulter. »Danke, Alan.«

Alan spürte eine Wärme, die sich von ihren langen Fingern durch die Stoffschichten seiner Windjacke und seines Hemdes auszudehnen begann. Gott, das fühlte sich gut an ...

Aber hier im Halbdunkel zu sitzen, während sie ihn berührte,

konnte zu nichts führen. Er spürte, dass er gehen sollte. Er stand also auf, und ihre Hand löste sich von ihm.

»Wenn es irgendeine Veränderung in der Nacht gibt, rufen Sie, ansonsten kommen Sie morgen früh mit ihm in die Praxis. Ich werde ihn mir dann noch einmal ansehen.«

»An einem Mittwoch?«

»Richtig, am Donnerstag bin ich nicht in der Stadt, darum ist die Praxis morgen geöffnet. Aber kommen Sie früh. Am späten Nachmittag muss ich im Flieger sitzen.«

»Urlaub?«

»Nein, ich muss nach Washington. Ich soll vor Senator McCreadys Unterausschuss zur Gesetzesvorlage über die Medizinischen Richtlinien Stellung nehmen.«

»Klingt aufregend. Aber ein weiter Weg, nur um mit einigen Politikern zu reden. Ist es so wichtig?«

„Ich wäre versucht zu sagen, dass diejenigen, die im Vertrauen der Öffentlichkeit ganz hinten stehen, bestrebt sind, diejenigen zu reglementieren, denen das Vertrauen der Öffentlichkeit gehört, aber ich will nicht pathetisch klingen.“

„Tun Sie sich keinen Zwang an, seien Sie ruhig pathetisch.“

»Nun ... Es ist so, dass mein Berufsleben – die ganze Art, wie ich praktiziere – auf dem Spiel steht.«

»Ich habe nichts über diesen Gesetzesentwurf gehört.«

»Das haben die meisten Leute nicht. Es ist ein idiotischer Entwurf, der sich aber auf jedermann hierzulande auswirken wird, weil die Ärzte damit gezwungen werden, Medizin im Baukastenprinzip zu praktizieren. Und wenn das geschieht, werde ich aufgeben. Ich streiche lieber Schiffsböden an, als auf diese Weise als Arzt zu arbeiten.«

»Eine Sache aufgeben und nach Hause gehen?«

Alan starrte sie an, verletzt. »Sie nehmen kein Blatt vor den Mund, was?«

»Für gewöhnlich nicht. Aber das ist keine Antwort.«

»Es geht nicht darum wegzulaufen und zu schmolten. Es ist ...« Er zögerte, unsicher, was er sagen sollte, aber darauf bedacht, sich ihr gegenüber klar auszudrücken. »Es ist eher so etwas, wie mit den Achseln zucken und einer unhaltbaren Situation den

Rücken kehren. Mein Arbeitsstil und der dieser Bürohengste sind miteinander unvereinbar. Wie ich arbeite, passt nicht in deren System, und wenn sie mich nicht in ihre Schubladen pressen können, werden sie mich entweder ändern oder aus dem System drängen wollen.«

»Weil Sie dazu neigen, auf Ihren Bauch zu hören?«

Alan musste lächeln. »Ich würde eher sagen, es geht um Intuition auf der Basis von Erfahrungen, aber ich schätze, man kann es auch so ausdrücken. Heute Abend bei Jeffy höre ich auch auf meinen Bauch.«

Besorgnis zeigte sich in ihren Augen. »Wie meinen Sie das?«

»Nun, gemäß den in den Medizinischen Richtlinien aufgestellten Anordnungen müsste ich Jeffy und Sie heute Abend in die Notaufnahme schicken, um ein Blutbild und eine Röntgenaufnahme des Bauches zu machen, damit eine Blinddarmentzündung ausgeschlossen werden kann, denn laut Schulmedizin wäre das eine mögliche Diagnose.«

»Und warum tun Sie das nicht?«

»Weil meine Intuition mir sagt, dass er keine Blinddarmentzündung hat.«

»Und Sie vertrauen Ihrer Intuition?«

»Ich habe gelernt, ihr zu vertrauen.«

»In Ordnung«, sagte Sylvia mit einem Lächeln. »Dann tue ich das auch.«

Sie musterte ihn und ein leichtes Lächeln spielte um ihre Lippen. Einem solchen Blick konnten Künstlichkeit und Prätention nicht standhalten.

Alan starrte sie an. So hatte er sie noch nie erlebt. Sie war immer todschick gekleidet, sogar wenn sie Jeffy in die Praxis brachte. Es gehörte zu ihrer Rolle der reichen, lebenshungrigen Witwe Nash. Jetzt war sie jedoch ungeschminkt, das dunkle, fast schwarze Haar war einfach nach hinten gebunden, ihre schlanke Gestalt war in einen formlosen Morgenmantel eingehüllt, und trotzdem fand er sie so unglaublich attraktiv wie immer. Was war an ihr, das ihn so anzog? Er konnte gar nicht anders, er war sich immer bewusst, dass sie eine Frau war, so als würde sie ein Pheromon aussenden. Er wollte die Hände ausstrecken und ...

Deswegen hatte er sich vor diesem Hausbesuch gefürchtet.

Ihre Stimme wandelte sich plötzlich zu einem übertrieben koketten Flüstern und brach den Bann. »Nebenbei bemerkt, mir gefällt der Bauch, auf den Sie hören.«

*Da haben wir es*, dachte er, *ihre Mae-West-Nummer*. Nun, da er ihr gesagt hatte, dass mit Jeffy alles in Ordnung sei, war sie wieder die alte frotzelnde Sylvia.

»Um die Wahrheit zu sagen, wenn ich gewusst hätte, dass es so einfach ist, Sie ins Haus zu bekommen, hätte ich schon vor Jahren mal des Nachts angerufen.«

»Ich muss jetzt gehen«, sagte Alan.

Er ging die Treppe zum Foyer hinunter. Etwas Klassisches ertönte aus den Lautsprechern.

»Was ist das?«

*Die vier Jahreszeiten. Vivaldi.*«

»Ich kenne nur Valli«, sagte Alan und unterdrückte sein Lächeln. »Frankie Valli. Der Sänger der *Four Seasons*. Aber die klingen ganz anders.«

Sie lachte, und ihm gefiel der Klang.

Und dann sagte sie leise in verführerischem Ton: »Wissen Sie, Doktor, heute Abend kann ich Sie nicht bezahlen. Ich bin knapp bei Kasse. Wollen Sie anstelle des Geldes etwas anderes?«

Alan hatte das erwartet. »Sicher. Ich nehme auch Gold. Oder Juwelen.«

Sie schnalzte enttäuscht mit den Fingern. »Wie wäre es stattdessen mit einem Drink?«

»Nein danke.«

»Kaffee? Tee?«

»Nein, wirklich ...«

»Mich?«

»Dann nehme ich doch lieber den Kaffee!«

Ihre blauen Augen blitzten, als sie lachte. »Touché!«

»Sie haben es nicht anders gewollt, meine Dame.«

Er fragte sich, ob sie schon immer so war oder ob dies ein Charakterzug war, den sie erst nach dem Tod ihres Mannes kultiviert hatte. Und er fragte sich auch, was sie tun würde, wenn er sie jemals mit einem ihrer Angebote beim Wort nehmen würde.

Was an ihr war echt, und was war nur Show? Er wusste es nicht. Meistens war er überzeugt, dass sie ihn auf den Arm nahm, aber da war auch ihr fragwürdiger Ruf und ein Gefühl, dass sie es tatsächlich ernst meinen könnte.

»Ach übrigens«, sagte sie schnell, als er seine Hand auf den Türgriff legte. »Samstagabend findet hier ein zwangloses Treffen statt. Warum kommen Sie und Ihre Frau – Virginia – nicht wahr ...?«

»Ginny.«

»Warum kommen Sie beide nicht auch? Es ist nichts Besonderes. Nur einige Freunde – ich bin sicher, einige davon kennen Sie auch – und ein paar Politiker. Aber niemand wirklich Wichtiges.«

»Politiker?«

Sie lächelte ihr schelmisches Lächeln. »Es hat sich herumgesprochen, dass ich schon mal einen Kandidaten, der mich überzeugt, finanziell unterstütze. Also, was sagen Sie dazu?«

Alan durchkämmte hastig seinen Verstand nach einer überzeugenden Ausrede, aber ihm fiel nichts ein. Also blieb er unbestimmt. »Ich weiß nicht, Sylvia. Die Einladung kommt sehr kurzfristig, und ich weiß nicht, was Ginny für das Wochenende geplant hat. Aber ich werde es Sie morgen wissen lassen.«

Alan öffnete die Tür.

»Müssen Sie wirklich gehen?«, fragte sie plötzlich ernst.

»Ja, ich muss.« *Und schnell.*

Sie zuckte die Schultern. »Na gut. Ich sehe Sie morgen, denke ich.«

»Ja.«

Und dann war er zur Tür hinaus und an der frischen Luft und auf dem Weg zum Wagen. Er sah sich nicht um, atmete nicht einmal, bis er die Auffahrt hinunter zurückgesetzt hatte und durch das Tor war. Keinen Moment zu früh, dachte er, als er tief ausatmete und sich bequem im Sitz zurücksetzte. Wie diese Frau auf ihn wirkte ...

Während das Intro von Little Richards „Keep a-knocking“ aus den Lautsprechern schallte, gab er Gas und fuhr nach Hause.

»Du wirst niemals erraten, wo ich heute Abend war«, sagte Alan, als er das Schlafzimmer betrat.

Auf dem Heimweg hatte er sich eine Lösung für das Problem mit der Party überlegt: Er würde Ginny von der Einladung erzählen. Sie würde Nein sagen, und damit war die Sache erledigt. Sie würde nie zu einer Party von Sylvia gehen. Schließlich hatte Sylvia einen schlechten Ruf und niemand aus Ginnys Clique würde da sein, sie hätte also niemanden, mit dem sie reden könnte. Alan konnte Ginny die Entscheidung überlassen. Ganz einfach.

Seine Frau saß mit geschlossenen Augen aufrecht im Bett, ein Buch auf dem Schoß. Sie öffnete die Augen und sah auf. Sie trug nun schon seit sechs Wochen diese getönten Kontaktlinsen, aber Alan hatte sich immer noch nicht daran gewöhnt. Ohne Kontaktlinsen war sie eine gut aussehende blauäugige Blondine, eine groß gewachsene attraktive Frau mit kurz geschnittenen Locken. Auf alle Fälle einen zweiten Blick wert. Aber mit diesen Kontaktlinsen war sie absolut umwerfend. Ihre Augen hatten ein aufsehenerregendes Grün, das die Aufmerksamkeit auf sich zog und festhielt.

Und mit diesen Augen sah sie ihn nun an. Ihre langen Beine, schlank und muskulös, weil sie das ganze Jahr über Tennis spielte und Golf, solange das Wetter es erlaubte, glitten aus dem Morgenmantel, als sie sich streckte und gähnte. Sie wirkte nur beiläufig interessiert.

»In der Notaufnahme, sagtest du.«

»Ja, da war ich auch. Aber auf dem Heimweg habe ich noch einen Hausbesuch gemacht.«

»Du hättest besser Dermatologe werden sollen ... da gibt es keine Notaufnahme und keine Hausbesuche.«

Alan ließ das unkommentiert. Das Thema stand auch so viel zu oft auf der Tagesordnung.

»Okay«, sagte sie nach einer Weile. »Wem hast du also diesen Hausbesuch abgestattet?« Im Laufe der Jahre hatte Ginny sich eine gewählte Sprache angewöhnt.

»Sylvia Nash.«

Sie hob die Augenbrauen. »Was hat sie denn? Herpes?«

»Zieh die Krallen ein, Liebes. Ich war wegen ihres kleinen Jungen da, der ...«

Ginny fuhr hoch. »Warte mal! Du warst in dem Haus? Das Haus

aus dem Artikel? Wie ist es? So wie auf den Bildern? Hat sie dich herumgeführt?«

»Nein. Ich wollte dir erzählen, dass ihr kleiner Junge Bauchschmerzen hatte und ...«

»Hast du dir das Haus denn nicht angesehen?«

»Nur das Foyer und das Schlafzimmer des Jungen. Schließlich ...«

Ginny zog eine Grimasse. »Oh, ich würde alles geben, um dieses Haus zu sehen!«

»Wirklich?«, fragte Alan mit sinkender Begeisterung. Es verlief gar nicht so, wie er erwartet hatte. Ganz im Gegenteil. Er beschloss, kein Risiko einzugehen. »Das ist aber schade. Hätte ich das gewusst, hätte ich ihre Einladung zu einer Party am Samstag angenommen. Aber ich sagte ihr, dass wir nicht könnten.«

Sie richtete sich im Bett auf die Knie auf und stemmte die Arme in die Hüften. »Was hast du getan?«

»Ich sagte ihr, dass wir keine Zeit hätten.«

»Wie *konntest* du das sagen, ohne mich zu fragen?«

»Ich habe mir nur gedacht, dass du nichts mit ihr zu tun haben willst. Schließlich hast du sie kürzlich noch – wie war das gleich? – ein Flittchen genannt.«

»Das will ich auch nicht! Ich will nur ihr Haus sehen! Du rufst sie morgen an und sagst ihr, dass wir kommen!«

»Ich weiß nicht, ob das geht, Ginny.« Sie hatte dieses Glitzern in den Augen, und ihm war klar, dass sie nicht mehr zu bremsen war.

»Natürlich kannst du das. Und wenn du nicht willst, rufe ich sie an.«

»Schon gut«, sagte er hastig. »Ich werde es tun.« Weiß Gott, was Sylvia Ginny am Telefon erzählen würde. »Ich dachte nur, du würdest nicht auf eine Party von jemandem gehen wollen, die in deinen Augen ein Flittchen ist.«

»Aber möchtest du denn nicht gehen?«, fragte sie mit hochgezogenen Augenbrauen. »Wenn ich mich recht entsinne, hast du sie ziemlich deutlich in Schutz genommen hast, als ich mich dermaßen über sie geäußert habe.«

»Das liegt daran, dass ich nicht alles glaube, was ich höre.«

»Alle wissen über sie Bescheid. Und schau nur, wie sie sich kleidet, die Art, wie sie die Männer bezirzt ...«

»Bezirtzt?«

»... und diese wilden Partys, die immer wieder in Schlägereien enden. Und sie nimmt bestimmt auch Kokain.«

»Wenn, dann weiß ich nichts davon.« Alan war sich nicht ganz sicher, aber er glaubte nicht, dass Sylvia etwas Stärkeres als Champagner zu sich nahm. Er hoffte es.

»Du magst sie, nicht wahr?« Es klang wie eine Frage, aber es war keine. »Du hast doch nichts mit ihr, oder?«

»Ich kann es nicht mehr länger verbergen, Ginny!«, rief Alan. »Wir haben ein Verhältnis, seit dem Tag, an dem Lou uns miteinander bekannt gemacht hat!«

Ginny gähnte. »Das habe ich mir gedacht.«

Alan sah weg. Es war gut zu wissen, dass Ginny so viel Vertrauen zu ihm hatte. Verdiente er es?

Ja, entschied er. Absolut. In all ihren Ehejahren hatte er sie nie betrogen, obwohl er oft die Gelegenheit dazu gehabt hätte. Aber Sylvia ... Gott, sie zog ihn an! Sie war schön, aber sie war mehr als das. Unter all der Abgebrühtheit, die sie zur Schau stellte, war sie ein Mensch, bei dem er fürchtete, ihn lieben zu können, wenn er seinen Gefühlen freien Lauf ließe.

Obwohl er niemals mehr als einen Händedruck mit dieser Frau ausgetauscht hatte, konnte er nicht anders, als seine Gefühle für Sylvia als Betrug an Ginny zu sehen. Es war unbegründet, aber es quälte ihn.

*Du kannst nichts dafür, wie du empfindest*, sagte er sich immer; *du bist nur dafür verantwortlich, was du mit diesen Gefühlen machst*.

»Ich sehe trotzdem nicht ein, warum du immer für sie Partei ergreifen musst«, sagte Ginny.

»Jeffy wiegt eine Menge Sünden auf, welche es auch immer sein mögen.«

»Dieser seltsame kleine Junge, den sie aufgenommen hat.«

»Ja. Nur dass sie ihn nicht aufgenommen hat – sie hat ihn adoptiert. Das ist eine lebenslange Verpflichtung. Das gibt ihr bei mir eine Menge Pluspunkte, davon kann man lange zehren.«

»Nun, wie auch immer«, sagte Ginny und wollte damit offenbar das Thema Adoption vermeiden, indem sie sich für etwas anderes

begeisterte. »Zumindest wird es ein Erlebnis sein, dieses Haus zu sehen.«

Alan suchte nach einem Ausweg, um dieser Party zu entgehen, erkannte aber, dass das zwecklos war. Ginny hatte sich bereits voll darauf eingestellt.

»Warte nur, bis ich Josie und Terri davon erzähle! Das wird sie umhauen! Die werden vor Neid platzen!« Sie schlang ihre Arme um seinen Hals. »Das ist toll! Absolut toll!«

Sie küsste ihn. Er erwiderte den Kuss. Dann schob er ihren Morgenmantel auseinander, sie knöpfte sein Hemd auf, und dann lagen sie gemeinsam auf dem Bett und widmeten sich den Stellungen und Rhythmen, die sich in den Jahren ihrer Ehe als beiderseitig befriedigend eingeschliffen hatten.

Als es vorbei war, lag Alan neben Ginny. Er war befriedigt und gelöst, doch ein bisschen beunruhigt, weil seine Gedanken während des Liebesspiels ein paar Mal zu Sylvia Nash gewandert waren. Das war nie zuvor vorgekommen und es gefiel ihm nicht. Es kam ihm wie Ehebruch vor. Er wusste zwar Bescheid über Fantasien während des Sexes, aber das war etwas für andere Leute, nicht für ihn.

»Das war schön.«

»Das war es«, sagte Ginny, als sie sich von ihm wegrollte. »Stört es dich, wenn ich den Fernseher einschalte? Ich möchte gerne wissen, wer heute Abend bei Jay Leno zu Gast ist.«

»Mach ruhig.«

Er ging in die Küche und holte sich ein *Fosters* aus dem Kühlschrank. Das kalte Bier rann ihm angenehm die Kehle hinunter. Er trank die Flasche aus, während er durch das Obergeschoss wanderte, die Lampen ausschaltete und die Fenster schloss. Lauter verschwendeter Raum. Das doppelstöckige Gründerzeithaus war zu groß für sie beide allein, aber Ginny wollte sich mit etwas Kleinerem nicht zufriedengeben.

Schließlich ging er ins Bett zurück, wo ein Stapel Zeitschriften auf seinem Nachttisch auf ihn wartete. Er fand es immer schwieriger, mit den neuesten Entwicklungen auf allen Gebieten, mit denen er täglich in seiner Praxis konfrontiert wurde, auf dem Laufenden zu bleiben. Aber er versuchte es wenigstens und las

jeden Abend ein wenig, egal wie müde er war. Trotzdem hatte er das Gefühl, dass er mit jedem Jahr mehr hinter dem medizinischen Fortschritt zurückblieb. Er kam sich vor wie ein über Bord gegangener Seemann, der um sein Leben schwimmt, aber trotzdem mit ansehen muss, wie die Lichter seines Schiffes in der Nacht immer kleiner werden.

Ginny war beim Fernsehen eingeschlafen. Alan schaltete den Apparat mit der Fernbedienung aus und fischte sich die neueste Ausgabe von *Kardiologische Praxis* vom Nachttisch. Aber er ließ die Zeitschrift ungeöffnet auf seinem Schoß liegen. Statt an die Medizin dachte er daran, wie es früher bei Ginny und ihm war. Er sah sie vor sich, als sie sich in seiner Assistenzzeit kennenlernten, ihre dunkle Haut wirkte noch dunkler durch das Weiß ihrer Schwestertracht, und wie sich seine Kehle fast zusammenschnürte, als sie ihn ansprach. Diese Erinnerung ging in eine andere über aus den ersten Jahren ihrer Ehe, wie sie sich nach dem Liebesakt eng aneinanderschmiegen und miteinander flüsterten. Es schien, als wäre diese Zeit vorbei. War das nach zehn Jahren in jeder Ehe so?

Er schob diesen Gedanken beiseite und nahm die Zeitschrift auf. Vielleicht war es jetzt auch besser so. Er musste noch eine Menge lesen, um aufzuholen.

Er warf sich hin und her auf der Suche nach einer bequemen Leseposition.

## 2. Ba Thuy Nguyen

Ba war das Bellen von Polyphem gewöhnt. Der alte Hund war in der letzten Zeit ziemlich nervös und bellte bei jeder Kleinigkeit. Dabei wurden die Missus und der Junge oft nachts wach. Ba hatte ihn deshalb mit in seine Wohnung über der Garage genommen, wo das Gekläffe die Hausbewohner nicht stören konnte.

Und wo Ba beurteilen konnte, was es zu bedeuten hatte.

Er hatte immer wieder einsetzendes Gebelle jetzt eine halbe Stunde lang ignoriert, weil er sich auf den Stapel Einbürgerungsformulare konzentrierte. Er erfüllte die Aufnahmebedingungen

und hatte sich entschieden, amerikanischer Staatsbürger zu werden. Er würde eine Prüfung über die Geschichte und das Regierungssystem seiner neuen Heimat ablegen müssen, aber vorher mussten die Formulare ausgefüllt werden. Viele Formulare. Heute Abend konzentrierte er sich auf das wichtigste, das Formular N400. Die Missus hatte einige Einträge auf einen gesonderten Papierbogen geschrieben, und er trug die englischen Zeichen schwerfällig in das Formular ein. Später würde er üben, seinen Namen auf Englisch zu schreiben, eine weitere Bedingung für die Einbürgerung.

Das Bellen von Polyphem änderte sich plötzlich. Es war lauter und klang ganz anders. Etwa so wie vorhin, als er Dr. Bulmer angekündigt hatte.

Ba glitt vom Stuhl und tapste zur Fensterbank, auf der der Hund mit beiden Vorderpfoten stand und in die Nacht hinausbellte.

Im Laufe der Jahre hatte Ba gelernt, dass man Polyphem nicht unterschätzen sollte. Er war zwar manchmal eine Plage, weil er bei jedem vorbeifahrenden Auto oder verirrtten Kaninchen anschlug. Trotzdem hatte Ba festgestellt, dass man sich auf die scharfen Ohren und die Nase des alten Hundes verlassen konnte, und sein verbliebenes Auge schien den Verlust des zweiten Auges dadurch zu kompensieren, dass es doppelt so gut sehen konnte.

Zusammen mit dem Hund duckte er sich am Fenster und spähte in den Hof. Nichts zu sehen. Polyphem leckte ihm durch das Gesicht und bellte wieder.

Als Ba aufstand und seinen Overall überzog, überlegte er, ob das wohl der gleiche Bursche sein mochte, den er vor drei Nächten bereits einmal verjagt hatte. Es war ganz leicht gewesen: Er hatte ihn nur aus der Deckung eines Busches heraus angesprochen und sich dann gezeigt. Das hatte den Möchtegern-Dieb so erschreckt, dass er in seiner Eile zu fliehen über die eigenen Füße gestolpert war. Ba ging davon aus, dass die meisten dieser Gelegenheitsdiebe darauf bedacht waren, jede Konfrontation zu vermeiden. Sie wollten unbemerkt einbrechen, alles Wertvolle, was sie tragen konnten, einsacken und sich dann ungesehen in die Nacht davonschleichen.

Aber Ba wusste auch, dass das nicht immer so sein musste. Unter den Schakalen konnten sich auch einige Wölfe verstecken. Aber auch mit denen ließ sich leicht fertig werden, wenn man auf sie vorbereitet war.

Er kniete vor seiner Kommode und zog die unterste Schublade auf. Unter den sorgfältig gefalteten Arbeitshosen lagen eine geladene automatische Armeepistole und ein Bajonett. Die Berührung der Waffen löste eine Flut von Erinnerungen an seine Heimat aus und welche Dienste sie ihm geleistet hatten auf der langen Reise von seinem Dorf über das Südchinesische Meer. Gegen den Wind und die Strömungen zu kämpfen war hart genug, aber es gab auch noch die zusätzliche Gefahr durch Piraten, die Beutezüge unternahmen, an Bord gingen, die Flüchtlinge ausraubten, die Frauen vergewaltigten und jeden, der sich ihnen widersetzte, töteten. Ba erinnerte sich an die nagende Angst beim ersten Mal, als sie sein kleines Boot überfallen hatten: die Angst, dass es zu viele wären, dass sie ihn überwältigen könnten und dass er Nhung Thi und seine Freunde enttäuschen würde. Aber er hatte ihrem Angriff standgehalten und mit einer Wildheit gekämpft, von der er nicht im Traum gedacht hatte, dass er sie besitzen würde. Er hatte jede ihm bekannte Kampftechnik angewandt und neue erfunden. Die Amerikaner hatten ihm beigebracht zu kämpfen, und mehr als nur ein überraschter Pirat wurden zum Futter für die Haie, die sich angewöhnt hatten, Bas Boot zu folgen.

Und so wie er damals seine Familie, seine Freunde und die Bewohner seines Dorfes beschützt hatte, würde Ba jetzt auch die Missus und den Jungen beschützen. Sie waren alles, was er auf der Welt hatte. Nhung Thi war tot, sein Dorf gab es nicht mehr und seine Freunde waren entweder tot oder über ganz Amerika verstreut. Er stand bei der Missus in großer Schuld. Sie hatte ihm und seiner kranken Nhung Thi geholfen, als ihm das Leben hoffnungslos wie nie zuvor erschienen war. Ba würde ihr das niemals vergessen. Sie glaubte zwar immer noch, dass sie sich um Ba kümmerte, aber er wusste, dass es umgekehrt war. Solange er noch einen Atemzug im Leib hatte, würde nichts und niemand seiner Missus und dem Jungen ein Haar krümmen.

Ba nahm das Bajonett und zog es aus der Scheide. Die Klinge

war dunkel und matt bis auf den schmalen, matt glänzenden Streifen, wo er sie messerscharf geschliffen hatte. Dieser alte, lautlose Freund würde ausreichen, wenn es darauf ankäme. Die Pistole war dazu nicht zu gebrauchen. Schließlich ging es darum, in den Hof zu gehen, damit die Missus und der Junge nicht gestört wurden.

Er zog eine dunkle Jacke über, ließ die nackte Klinge durch eine Schlaufe in seinem Overall gleiten und langte nach dem Türgriff. Polyphem war blitzschnell da, die Nase an der Türspalte, und knurrte.

Ba kniete sich neben das Tier.

»Du würdest auch für sie sterben, nicht wahr?«, fragte er im Dialekt seines Dorfes.

Er erinnerte sich an den Tag, an dem die Missus Polyphem fand, so als wäre es erst gestern passiert. Er hatte sie von der Stadt zurückgefahren. Plötzlich hatte sie ihm befohlen anzuhalten. Als er anhielt, sah er den Grund: Eine Gruppe von vier etwa zehnjährigen Jungen jagte einen hinkenden ausgemergelten Hund und bewarf ihn mit Steinen. Plötzlich stolperte er, und schon waren sie über ihm. Sie schrien, als sie ihn umzingelten, und traten nach ihm.

Bevor Ba noch wusste, was geschah, war die Missus aus dem Wagen gesprungen und rannte auf die Gruppe zu. Sie erreichte die Jungen gerade, als einer von ihnen einen schweren Stein hob, um ihn auf das schwache und erschöpfte Tier zu werfen. Die Missus stürzte dazwischen und schleuderte den Jungen mit einem heftigen Stoß beiseite. Er verlor das Gleichgewicht und fiel hin, sprang aber sofort wieder auf, mit erhobenen Fäusten und Wut im Gesicht. In diesem Augenblick kam Ba. Er sah den Jungen und wünschte ihm den Tod, weil er es auch nur einen Augenblick lang erwogen hatte, die Missus zu schlagen. Der Junge musste das in Bas Gesicht gelesen haben, denn er drehte sich um und rannte weg. Seine Freunde folgten ihm auf dem Fuße.

Die Missus hatte sich über den keuchenden Hund gebeugt und sanft seine bebenden Flanken gestreichelt. Sie hob ihn auf und trug ihn zum Wagen. Ba erbot sich, den Hund zu tragen, aber sie befahl ihm, sofort zur Tierklinik zu fahren.

In seiner Erinnerung sah er sie immer noch im Rückspiegel, wie sie da saß, mit dem Hund auf dem Schoß, und keinen Gedanken an das Blut verschwendete, das auf ihr teures Kleid und die Samtpolsterung tropfte. Der Hund hatte noch die Kraft, ihr einmal über die Hand zu lecken, und sie hatte gelächelt. Auf dem Weg zur Tierklinik hatte sie ihm erzählt, dass es Menschen gab, die wegzogen und ihre Haustiere einfach im Stich ließen. Da gab es treue Tiere, die tagelang vergeblich vor einer verschlossenen Hintertür saßen und darauf warteten, eingelassen zu werden. Schließlich, wenn Hunger und Durst zu stark wurden, versuchten diese Geschöpfe dann, sich auf der Straße durchzuschlagen, wofür sie aber denkbar schlechte Karten hatten, nachdem sie ihr Leben lang als Haustiere gehalten worden waren.

In der Tierklinik erfuhren sie, dass ein Hinterlauf und drei Rippen gebrochen waren und dass das linke Auge von einem Stock durchbohrt worden war.

*Es ist besser, einen Hund zu töten und zu verzehren, als ihn so zu behandeln,* hatte Ba gedacht.

Die Knochen des Hundes heilten, aber das Auge war nicht zu retten. Die Missus nannte ihn Polyphem – einen Namen, den Ba nicht verstand – und jetzt war er seit fünf Jahren ein Mitglied des Haushalts.

»Nicht heute Abend«, befahl Ba dem Hund, als er versuchte, ihm zu folgen. »Du hast ein zu großes Herz. Das könnte dir im Weg sein.«

Er schloss die Tür vor seinem Winseln und Bellen, stieg in die Garage hinunter und begab sich durch den Hinterausgang in den Garten. Über dem Meer stieg langsam ein Halbmond auf. Ba hielt sich im Schatten der Trauerweiden am Rand des Grundstücks entlang, bis er geduckt über ein kleines Stück Rasen zu den Büschen um das Haus herum sprinten konnte. Schnell und leise arbeitete er sich durch das Gebüsch voran.

Er fand sie auf der westlichen Seite. Sie hatten bereits einen der Fensterflügel aufgebrochen, und einer von ihnen half dem anderen beim Einsteigen.

Ba blieb hinter einem Rhododendron, als er sie ansprach.

»Ihr seid der Missus nicht willkommen. Verschwindet!«

Der eine am Fenster ließ sich fallen und sah zu der Stelle, wo sich Ba versteckte.

Ba erkannte in ihm denjenigen wieder, den er neulich ver-  
scheucht hatte.

»Schon wieder dieses Schlitzauge!«, sagte der Kleinere. Zwei  
Messer funkelten plötzlich im Mondlicht.

»Auf ihn!«

### 3. Sylvia Nash

»Ba?«

*Wo ist er nur?*, fragte sich Sylvia. Sie befand sich an ihrem Arbeitsplatz im Gewächshaus, das ihr als Arboretum diene, und sah sich suchend im Garten um. Jeden Morgen fast zur gleichen Zeit begann er seine Arbeit mit dem Gießen der Bäume im Treibhaus. Aber die Schalen unter den Töpfen waren trocken, und er war nirgendwo zu sehen.

Vivaldi-Klänge von der CD, die seit gestern Abend im Player steckte, lagen in der Luft. Sylvia legte die Essstäbchen beiseite, die sie zum Lockern der Erde um den Bonsai-Schössling verwendet hatte, und wischte sich die Hände ab. Der *Ishi-Zuki* musste umgepflanzt werden, und sie brauchte Hilfe. Der neue *Fukuroshiki*-Topf war mit Steinen und Erde ausgelegt und wartete auf den Baum. Es fehlte nur noch Ba.

Normalerweise würde sie einen Baum selbst austopfen und umpflanzen, indem sie ihn auf die Seite legte, die längeren, dickeren Wurzeln stützte und ihn dann mit frischer Erde wieder in seinen Topf setzte. Aber der *Ishi-Zuki* war etwas Besonderes. Sie hatte ihn zu viele Jahre gepflegt, beobachtet und gewartet, während er mit seinen Wurzeln den Stein überwucherte und umschloss, auf dem er saß. Sie könnte das gefährden, wenn sie versuchte, ihn jetzt allein umzupflanzen. Wenn sich der Stein von den Wurzeln lösen würde, würde sie sich das nie verzeihen.

»Gladys?«, rief sie. »Haben Sie Ba gesehen?«

»Heute Morgen noch nicht, Ma'am«, antwortete das Mädchen aus der Küche.

»Komm mit, Mess«, sagte sie zu der Katze, die zusammengerollt in der Sonne neben der Tür lag. »Lass uns Ba suchen.«

Die Katze hob ihren Kopf und sah sie einen Moment mit zusammengekniffenen Augen an, ließ dann den Kopf wieder sinken und döste weiter. Sie war fett und faul geworden seit dem Tag, als Sylvia sie als Kätzchen gefunden und mit nach Hause genommen hatte. Jemand hatte sie und ihre vier Geschwister in eine Mülltüte gepackt und sie mitten auf der Straße vor Toad Hall aus dem Auto geworfen. Mess war die einzige Überlebende, nachdem mehrere Autos die Tüte überfahren hatten. Sie war wirklich übel zugerichtet gewesen, als Sylvia sie befreit hatte – durchgeschüttelt, verängstigt und mit dem Blut ihrer Geschwister bespritzt. Noch heute wagte sie sich nicht mehr in die Nähe der Straße.

Sylvia nahm ihre Tasse Kaffee und ging zur Rückseite des Hauses. Die Forsythien standen in voller Blüte und sprenkelten den erwachenden Garten hier und da mit gelben Punkten. Hinter dem Zierrasen kam ein schmaler Sandstreifen und dahinter plätscherte das Wasser des Long Island Sounds gegen die Kaimauer. Weit drüben auf der anderen Seite war die Südküste Connecticuts. Eine schwache Brise trieb den Geruch von Tang in den Garten und raschelte in den Weiden, die das Anwesen umgaben. Dieser Klang – der Wind in den Weiden – und der Anblick dieses alten dreistöckigen Hauses, das aussah, als sei es direkt von einer Südstaatenplantage hierherversetzt worden, hatte ihr gar keine Wahl gelassen: Sie musste das Anwesen kaufen und benannte es dann in Toad Hall um.

Als sie sich Jeffys eingezäuntem Spielplatz näherte, sah sie zwei Wildenten vor ihm stehen, die leise quakten. Früher hatte er die Enten gefüttert und wie ein kleiner Verrückter gelacht, wenn sie den knochenharten Brotstücken nachjagten, die er ihnen zuwarf. Die beiden dachten wohl, dass er noch der gleiche alte Jeffy sei, aber er war es nicht mehr. Er ignorierte sie.

Die Enten flogen davon, als sie näher kam. Sie glaubte zu sehen, dass Jeffys Lippen sich bewegten, und eilte zu ihm. Aber sie hörte nichts. Er hockte noch immer im Gras und schaukelte unaufhörlich vor- und rückwärts, völlig versunken in das helle Gelb der Löwenzahnblüte, die er im Gras gefunden hatte.

»Wie geht es dir, Jeffy?«

Das Kind starrte weiter auf die Blume, als ob es in ihr die Geheimnisse des Universums gefunden hätte.

Sylvia holte eine Schachtel Dragees aus der Tasche ihres Arbeitskittels und hockte sich zu ihm. Sie hatte herausgefunden, dass diese Sorte für ihre Zwecke am geeignetsten war, weil sie sofort ihr Aroma freisetzte und nicht sättigte. Sie klemmte eines der winzigen Bonbons zwischen Daumen und Zeigefinger und hielt es bereit.

»Jeffy!«, sagte sie und sprach seinen Namen laut und deutlich aus.

Sein Kopf drehte sich ein wenig in ihre Richtung. Bei dem ersten Anzeichen von Bewegung schnellte ihre Hand mit einer Genauigkeit hervor, die aus jahrelanger Erfahrung herrührte, und presste das Bonbon zwischen seine Lippen. Als er in das Dragee hineinbiss, rief sie wieder seinen Namen in der Hoffnung, noch einmal eine Reaktion zu provozieren.

»Jeffy! Jeffy!«

Aber er wandte sich wieder dem Löwenzahn zu. Sechs weitere Versuche waren erfolglos.

»Vielleicht magst du die Bonbons nicht mehr?«, fragte sie. Aber sie wusste, daran lag es nicht. Jeffy entglitt ihr. Nachdem ihm verhaltenstherapeutische Maßnahmen jahrelang geholfen hatten, reagierte er jetzt seit Anfang des Jahres nicht mehr darauf. Noch schlimmer war, dass seine Entwicklung regressiv verlief und er immer tiefer in seinen Autismus glitt. Sie wusste nicht, was falsch lief. Sie bot ihm eine strukturierte Umgebung und arbeitete weiterhin jeden Tag mit ihm ...

Sylvia schluckte hart, um den Knoten in ihrer Brust aufzulösen. Sie fühlte sich so hilflos! Wenn er doch nur ...

Sie widerstand dem Drang, die Bonbons weit weg zu werfen und ihre Enttäuschung hinauszuschreien. Stattdessen packte sie die Schachtel wieder in ihre Tasche. Heute Nachmittag würde sie eine ausgedehnte Therapiesitzung mit ihm versuchen. Sie richtete sich auf und strich sanft über das goldene Haar des Kindes, das sie so liebte.

Ein alter Traum blitzte kurz auf – Jeffy rannte über diesen

Rasen auf sie zu, ein breites Lächeln auf seinem runden kleinen Gesicht, die Arme weit für sie geöffnet, als sie ihn hochhob, lachend, ihn herumwirbelte, rief er: »Mach noch mal, Mama!«

Der Traum verblasste genauso plötzlich, wie er gekommen war. Es war ein alter Traum, der verblichen und verwittert war. Es war besser, nicht daran zu denken.

Sie sah Jeffy einen Moment lang intensiv an. Körperlich schien es ihm heute Morgen gut zu gehen. Kein Fieber, keine Anzeichen von Beschwerden, seit er erwacht war. Im Gegenteil – nach dem Aufstehen war er sofort zum Kühlschrank gelaufen. Aber Sylvia hatte ihn hierhergebracht. Sie wollte mit dem Frühstück noch ein wenig warten, um zu sehen, ob ihm doch etwas fehlte. Sie hatte die Schule angerufen und ihn für diesen Tag entschuldigt.

Sie drehte sich um und sah zur Garage. Die dicke Doppeltür war offen, aber es war nichts zu sehen. Dann vernahm sie Polyphems vertrautes Bellen von der westlichen Seite des Hauses und ging ihm nach.

Als sie um die Ecke bog, kam Ba gerade auf der anderen Seite um die Ecke und trug den neuen Baum. Der Anblick verblüffte sie. Als der sieben Meter hohe Pfirsichbaum zwei Tage vorher von der Baumschule geliefert wurde, mussten drei Männer ihn vom Lastwagen heben. Ba hatte jetzt die Arme um den mit Sackleinen umwickelten Wurzelballen gelegt und trug ihn allein.

»Ba! Das ist doch viel zu schwer!«

»Nein, Missus«, sagte er, als er ihn abstellte. »Als ich noch ein Junge war, waren die Fischernetze oft schwerer.«

»Vielleicht.« Wahrscheinlich wurde man wirklich sehr kräftig, wenn man von klein auf mit Fischen gefüllte Netze aus dem Wasser ziehen musste. »Aber sei vorsichtig.«

Sie bemerkte, dass Ba ein ziemlich großes Stück Rasen ausgegraben hatte.

»Wann bist du denn aufgestanden, dass du schon so viel geschafft hast?«

»Sehr früh.«

Sie sah wieder hin. Daran bestand kein Zweifel. Die abgedeckte Rasenfläche war viel größer, als für einen Baum notwendig gewesen wäre.

»Sie möchten doch Blumen um den Baum, oder, Missus?« Ba schien ihre Gedanken zu lesen.

»Ein Blumenbeet. Ja, ich glaube, das wäre schön.«

Sie blickte flüchtig zu dem älteren Pfirsichbaum, der zehn Meter entfernt stand. Dort wäre dann auch ein Blumenbeet zum Ausgleich notwendig. Vielleicht könnten sie in diesem Jahr sogar ein paar Pfirsiche ernten, wenn sich die Bäume gegenseitig bestäubten.

Sie sah ihm beim Graben zu. Ba hatte einen angeborenen Sinn für Ästhetik, und für einen Mann, der am Meer aufgewachsen war, hatte er ein erstaunliches Händchen für Pflanzen. Als er zu ihr kam, hatte er nichts über Gartenarbeit gewusst, aber er hatte schnell und gut gelernt. Er war mittlerweile auch ein erfahrener Assistent bei ihrer Bonsai-Zucht. Und seitdem er ihr Fahrer war, hatte er sich zu einem erstklassigen Automechaniker entwickelt. Es schien nichts zu geben, was er nicht meistern konnte.

Sie half ihm, den mit Sackleinen umwickelten Wurzelballen in das Loch in der Mitte der Parzelle zu stecken. Als er begann, die Erde aufzufüllen, sah sie den behelfsmäßigen Verband um seinen Arm.

»Hast du dich geschnitten?«

Er blickte kurz auf seinen Unterarm. »Es ist nichts. Ich habe nicht aufgepasst.«

»Aber wie ...«

»Machen Sie sich bitte keine Sorgen, Missus. Es wird nicht wieder passieren.«

»Gut.« Sie beobachtete ihn, wie er die Erde um den frisch gepflanzten Baum mit der flachen Seite der Schaufel festklopfte. »Es scheint eine Menge Erde übrig zu bleiben.«

»Das liegt daran, weil ich Torfmoos und eine besondere Wurzel-nahrung hinzugefügt habe.«

»Man soll einen frisch gepflanzten Baum nicht düngen, Ba.«

»Das ist eine besondere Nahrung, die die Wurzeln nicht be-schädigen wird. Etwas, was ich in meiner Heimat gelernt habe.«

»Was ist es?«

»Das ist ein Geheimnis, Missus.«

»Gut. Komm ins Arboretum, sobald du fertig bist.«

Lächelnd und kopfschüttelnd drehte sich Sylvia um und ging hinter das Haus. *Geheime Wurzelernährung* ... aber sie ließ ihm seinen Willen mit dem Garten. Er leistete vorzügliche Arbeit, und sie fand, da sollte man sich dann nicht einmischen.

Sie holte Jeffy von seinem Löwenzahn weg und setzte ihm sein Frühstück vor. Gladys hatte ihm Haferbrei gemacht und er machte sich mit Appetit darüber her. Heute Morgen schien mit seinem Magen alles in Ordnung zu sein.

Wie immer hatte Alan recht behalten.

Auf dem Rückweg zu ihrem Arbeitsplatz blieb Sylvia stehen und betrachtete den *Ishi-Zuki* aus einiger Distanz. Die Galerie war wirklich scharf auf diese Pflanze. Mindestens zweimal in der Woche rief jemand an und fragte, wann denn endlich geliefert würde.

Wer hätte gedacht, dass sie mit ihrem Hobby zum letzten Schrei in der New Yorker Kunstszene und Schickeria aufsteigen würde? Man zählte nicht, wenn man nicht wenigstens eine Baumskulptur von Sylvia Nash herumstehen hatte.

Sie lächelte beim Gedanken daran, wie simpel alles angefangen hatte.

Die Kunst des Bonsai hatte Sylvia schon von frühester Jugend an fasziniert. Sie war zufällig auf ein Buch über die Miniaturbäume gestoßen und diese Aura der Zerbrechlichkeit und der Alterslosigkeit hatte sie angesprochen. Sie versuchte sich selbst daran und stellte fest, dass sie für diese Kunst ein Händchen hatte. Nachdem sie sich viele Jahre mit Bonsais beschäftigt hatte, hatte sie es fast zur Meisterschaft gebracht.

Aber nach Gregs Tod vernachlässigte sie die Bäume, und eine ihrer geliebten Pflanzen ging ein. Sie hatte diese spezielle Mädchenkiefer jahrelang gestutzt und verdrahtet und es so von einem gewöhnlichen Haufen Blätter und Äste zu einem stimmigen Kunstwerk geformt. Der Verlust schien umso tragischer, nachdem sie schon Greg verloren hatte. Die Pflanze steckte in ihrem Topf, die Nadeln färbten sich braun und die Wurzeln verrotteten unrettbar. Wenn die Nadeln schließlich abfielen, würde nur noch der nackte Stamm übrig bleiben.

Dann erinnerte sich Sylvia daran, einmal die Vorführung einer

neuen Technik gesehen zu haben, durch die mithilfe von Laser-  
abtastung Kopien von Büsten und Statuen angefertigt wurden.  
Sie stellte Nachforschungen an, fand eine Werkstatt, die mit  
dieser Technik arbeitete, und ließ ihren eingegangenen Baum mit  
Topf und allem aus einem Eichenblock herauschneiden. Sie war  
von dem Ergebnis begeistert: Die äußeren Nadeln waren exakt  
wiedergegeben, die Maserung der Rinde und sogar das Moos am  
Boden des Baumes waren für immer konserviert. Sie bemalte die  
Skulptur und stellte sie auf den früheren Platz zu den anderen  
Bonsais. Dieser brauchte kein Wasser mehr, er musste nicht  
gestutzt und verdrahtet werden. Er war perfekt. Für immer.

Dabei wäre es dann geblieben, wenn ihr nicht ein paar Jahre  
später die Geschenkideen für die Leute auf ihrer Weihnachtsliste  
ausgegangen wären. Da fiel ihr Blick auf den laser-modellierten  
Bonsai, und plötzlich hatte sie eine Eingebung: Warum sollte sie  
nicht einen ihrer Lieblingsbonsais zu dem Laserstudio bringen  
und ein Dutzend Kopien anfertigen lassen? Das war doch einmal  
etwas! Ein einzigartiges persönliches Geschenk.

Und so wurde es zur einer Art Tradition, einige ihr wichtige  
Personen mit der Laserskulptur eines Bonsais zu beschenken.  
Wahrscheinlich wäre auch nicht mehr daraus geworden, wenn sie  
nicht eines ihrer Experimente als Modell benutzt hätte.

Dieser besondere Baum war eigentlich ein Ulk gewesen – eine  
Mischung aus Bonsai und Formschnitt. Sie hatte einen ziemlich  
großen Buchsbaum ungehindert wachsen lassen, damit er sich an  
den Topf gewöhnen konnte. Aus irgendwelchen Gründen hatte  
seine zylindrische Form sie an einen Wolkenkratzer erinnert, und  
aus einer Laune heraus begann sie, ihn in der Form des Empire  
State Buildings zu schneiden und zu formen. Sie ließ zehn Laser-  
skulpturen von ihm anfertigen und verschenkte sie zu  
Weihnachten.

Ende Januar klopfte der Besitzer einer Kunstgalerie aus  
Manhattan an ihre Tür und wollte ihr einen Vorschlag machen. Er  
sprach nur über den Empire-Bonsai, lobte in den höchsten Tönen  
die »subtile Verschmelzung des von Menschenhand Geschaffenen  
und des Natürlichen«, ihren »genialen Einfall, modernste Technik  
einzusetzen, um eine uralte Kunstform zu bewahren« und so

weiter. Er machte »Oh« und »Ah«, als sie ihn durch ihre Sammlung führte, und quietschte verzückt, als er ihren *Sokan*-Baum sah, dessen zwei Stämme in der Mitte zusammenwuchsen und sich dann zur New Yorker Skyline auffächerten.

Seitdem produzierte sie einmal im Jahr eine streng limitierte Auflage von hundert Skulpturen eines ihrer Bonsais. Sie signierte und nummerierte sie und ließ sie von der Galerie für astronomische Summen verkaufen. Sie war auf das Geld nicht angewiesen, aber der hohe Preis und die begrenzte Auflage regten die Nachfrage noch mehr an. Sie bekam zahllose Angebote – äußerst großzügige Angebote – für die Originale der Bonsais, die Modell für ihre Skulpturen standen. Sie lehnte sie alle ab und weigerte sich auch nur darüber zu reden. Nur sie allein würde jemals ihre Bäume besitzen und sie pflegen. Die Kunst des Bonsai war eine zeitraubende Aufgabe, die Geschick, Fingerspitzengefühl und Hingabe erforderte – nichts für Laien.

Zum Beispiel der *Ishi-Zuki*. Wie könnte sie zulassen, dass jemand mit einer dicken Brieftasche, der davon ausging, dass man die nur gießen müsse wie eine normale Zimmerpflanze, seiner Zugehfrau diese Aufgabe überließe? Vor allem so etwas wie diesen Baum. Das Blattwerk war in die Form eines kleinen Fischerhauses gestutzt worden, das auf einem sanft geschwungenen Stamm lastete, dessen Wurzeln den stützenden Stein eng umschlossen. Dieser Baum sprach zu ihr. Es war undenkbar, ihn zu verkaufen.

Aber sie hatte nichts dagegen, Kopien davon an Leute zu verkaufen, die Schlange standen, um diese Kopien zu erwerben.

Und das machte sie zu jemandem, den man kennen musste.

Sylvia wusste, dass sie nicht wirklich in den Kreis der Berühmtheiten passte, die ihre Skulpturen kauften, die sich mit ihr treffen wollten und die sie zu ihren Partys einluden. Manchmal schien es ihr, dass sie nirgendwo hineinpasste. Aber sie nahm die Einladungen an und hielt so flüchtigen Kontakt zu den Reichen und Berühmten. Sie hielt sich am Rand, sah zu und wartete darauf, dass etwas Interessantes passierte. Sie brauchte sie, um manche ihrer Nächte auszufüllen. Die Nächte konnten schrecklich sein. Jeffy, ihre Bäume und ihre Börsengeschäfte füllten die Tage aus, aber die Nächte zogen sich endlos hin.

Die letzte Nacht war jedoch eine Ausnahme gewesen. Sie hatte sich als zu kurz erwiesen. Alans Gegenwart hatte eine besondere Art von Leben in dem alten Haus entfacht, es gewärmt und erleuchtet. Sie könnte sich leicht daran gewöhnen, dass er jede Nacht zu ihr nach Hause käme, dass sie ihm einen Begrüßungskuss gäbe und er sie berührte ...

Irritiert schüttelte sie den Gedanken ab. Es hatte keinen Sinn, sich in diesem Fantasiegebilde zu verlieren. Sie hatte einmal so ein Leben geführt, in einer winzigen Reihenhauswohnung in der Stadt.

Sie riss sich zusammen. Sie hatte schon seit Jahren nicht mehr an diese Wohnung gedacht. Diese Erinnerungen rührte sie aus gutem Grund nicht an. Dieses Leben und diese Sylvia Nash und diesen Mann gab es nicht mehr. Der Mann war tot und die Sylvia Nash von heute wollte oder brauchte dieses Leben nicht mehr. Sie hatte sich von Grund auf ein neues Leben aufgebaut. Die alte Sylvia gab es nicht mehr. Die würde niemals zurückkommen.

Abgesehen davon war Alan Bulmer verheiratet.

Trotzdem war es eine angenehme Vorstellung, an der niemand etwas aussetzen konnte, solange sie nur das blieb.

Und außerdem, dachte sie mit einem sarkastischen Grinsen, musste sie ja auch auf ihren Ruf achten.

Sie ging zurück in die Küche. Jeffy saß immer noch am Tisch und kratzte auf dem Boden seiner Schüssel herum. Sie nahm sie ihm weg und stellte ihm dafür ein Glas Milch hin.

»Okay, Junge«, sagte sie und fuhr mit ihren Fingern leicht über sein lockiges Haar, als er die Milch in großen Schlucken trank. »Wir machen dich jetzt sauber, und dann gehen wir zu Dr. Bulmer, bevor es in seiner Praxis zu voll wird.«

Jeffy sah sie nicht an. Er hatte seine Milch ausgetrunken und war damit beschäftigt, auf den Grund des Glases zu starren.

»Eines Tages wirst du mit mir sprechen, Jeffy. Du weißt es jetzt noch nicht, aber eines Tages wirst du ›Mama‹ zu mir sagen.« Sie gab ihm einen Kuss auf die Stirn. Wie konnte ihr jemand so viel bedeuten, der nicht einmal ihre Existenz wahrnahm?

»Du wirst es, verdammt noch mal. Du wirst!«

In dem modernen, hellen Wartezimmer drängten sich Menschen aller Altersgruppen, Farben und Größen. Die Sprechstundenhilfe sagte ihr, dass Dr. Bulmer Jeffy bereits vorgemerkt hatte und dass sie nicht lange warten müssten. Zwei der Kinder im Wartezimmer hatten beim Anblick von Ba vor Schreck zu weinen begonnen, deshalb war er zum Auto zurückgegangen. Sylvia setzte sich neben eine Plastikschönheit, die ihr Albert-Nipon-Kleid mit kaum verhohlener Feindseligkeit musterte.

*Du würdest da sowieso nicht hineinpassen*, dachte sie, drückte Jeffy an sich und wartete.

Ein kleines Mädchen, nicht viel älter als vier oder fünf Jahre, mit blauen Augen und langen blonden Haaren, kam auf sie zu und stellte sich vor Jeffy. Nachdem sie ihn eine Weile angesehen hatte, sagte sie: »Ich bin mit meiner Mutti hier.« Sie zeigte auf eine Frau, die am anderen Ende des Wartezimmers saß und in eine Zeitschrift vertieft war. »Da drüben sitzt meine Mutti.«

Jeffy starrte über ihre linke Schulter und sagte nichts.

»Meine Mutti ist krank«, sagte sie mit lauterer Stimme. »Ist deine Mutti auch krank?«

Sie hätte ein Möbelstück sein können, so wie Jeffy von ihr Notiz nahm, aber ihre Stimme hatte die Aufmerksamkeit der anderen wartenden Patienten auf sich gezogen. In dem Raum wurde es spürbar ruhiger, so als ob alle auf eine Antwort warteten, die jedoch von Jeffy niemals kommen würde.

Gespannt und aufmerksam biss sich Sylvia auf die Lippe und versuchte einen Weg zu finden, um die Situation zu entschärfen. Das kleine Mädchen jedoch tat es für sie.

»Meine Mutti hat Durchfall, darum ist sie hier. Die ganze Zeit ist sie nur auf der Toilette.«

Als im Wartezimmer ein verhaltenes Gelächter einsetzte, kam die Mutter des Mädchens mit hochrotem Kopf herüber und führte das kleine Mädchen zu ihrem Stuhl zurück.

Jeffy lachte nicht, er lächelte nicht einmal.

Kurz darauf wurden sie in den Untersuchungsraum gerufen. Sie setzte Jeffy auf den mit Papier bedeckten Tisch und zog ihn bis auf seine Turnhose aus. Er war noch trocken. Jeffy benutzte das Badezimmer, wenn es ihm passte, aber wenn er in etwas

vertieft oder nicht zu Hause war, machte er einfach in die Hose. Die Arzthelferin maß seine Temperatur, erklärte sie für normal und ließ sie dann allein. Alan kam ungefähr zehn Minuten später. Er lächelte sie an und wandte sich dann zu Jeffy.

»Du hast die Nacht also gut überstanden, Jeff? Kein Bauchweh mehr? Was hältst du davon, wenn du dich auf den Rücken legst und mich den ollen Bauch mal untersuchen lässt?«

Während er die Untersuchung vornahm, plapperte er weiter, so als sei Jeffy nicht anders als jeder andere achtjährige Junge. Das war es, was Sylvia an Alan als Arzt sofort begeistert hatte – die Art, wie er mit Jeffy umging. Sie hatte die Erfahrung gemacht, dass die meisten Ärzte ihn zwar gründlich und rücksichtsvoll untersuchten, aber niemals mit ihm sprachen. Sie redeten mit ihr, aber nicht mit Jeffy. Na ja, er hörte nicht zu und antwortete auch nicht, warum sollte man dann mit ihm sprechen? Dieses Verhalten war ihr niemals aufgefallen, bis zu dem Tag, als sie ihn zu Alan brachte. Jeffy war hingefallen und sein Ellbogen war fast doppelt so dick wie normal angeschwollen. Sylvia war sich sicher gewesen, er sei gebrochen, und wollte mit ihm in die Praxis ihres Onkels Lou rasen, als ihr einfiel, dass der an diesem Tag nicht in der Stadt war. Aber sein ehemaliger Kompagnon war erreichbar. Sie waren einander nur kurz vorgestellt worden, als er und Lou sich noch eine Praxis geteilt hatten, und sie wusste auch nicht mehr über ihn, als dass Onkel Lou ihn damals als ›ziemlich gut‹ bezeichnet hatte.

Sie wollte auf gar keinen Fall mit Jeffy in die Notfallambulanz, daher war sie einverstanden gewesen, dass Dr. Bulmer sich Jeffy ansah.

Diese kurze Untersuchung hatte ihr die Augen geöffnet. Jeffys Autismus hatte Alan völlig kalt gelassen. Er behandelte Jeffy wie einen normalen Menschen, nicht wie eine Art tauben, stummen und blinden Holzklotz. In seiner Haltung lag Respekt, fast Ehrfurcht – das, was er hier behandelte, war ein Mensch. Das war auch nicht aufgesetzt. Sie hatte gespürt, dass dieses Verhalten für ihn ganz normal war. Und für einen Augenblick, als Alan ihn vom Tisch hob, hatte Jeffy ihn umarmt.

Das war es dann. Seit diesem Tag gab es keinen anderen Arzt mehr für Jeffy. Nur noch Alan Bulmer.

Ihr Onkel Lou war ein wenig verschnupft, als er hörte, dass Alan Jeffy untersucht hatte, aber das war nichts im Vergleich zu dem Donnerwetter, das sie zu hören bekam, als sie Jeffys Krankenakten in Alans neue Praxis transferieren ließ.

Und jetzt beobachtete sie Alan, wie er wieder auf Jeffys Bauchdecke drückte und klopfte. Mit zunehmendem Alter sah er immer besser aus. Durch die grauen Einsprengsel im dichten dunklen Schläfenhaar wirkte er nicht älter, sondern distinguiertes. Und er hatte eine Figur, wie sie sie bei Männern mochte, groß und schlank, mit durchdringenden, dunkelbraunen Augen ...

»Dir fehlt nichts, Jeff«, sagte Alan, als er ihn aufsetzte. »Aber du wirst pummelig.« Er setzte sich zu ihm auf den Tisch, legte in einer beiläufigen Geste der Zuneigung seinen Arm um Jeffys Schulter und wandte sich dann Sylvia zu. »Er hat eine Menge Luft im Bauch. Isst er hastig?«

»Er futtert wie ein Scheunendrescher.«

»Sehen Sie zu, dass er langsamer isst.«

»Das ist leichter gesagt als getan.«

»Er sollte entweder weniger essen oder sich mehr bewegen.«

»Ich kann ihn ja mal im Sportverein anmelden«, sagte sie mit einem Anflug von Schrofheit in ihrer Stimme.

Alan zuckte bei ihrem Sarkasmus zusammen und seufzte. »Ja, ich weiß. ›Das ist leichter gesagt als getan‹.«

Das war auch etwas, was sie an Alan mochte – sie verstanden sich. Nachdem sie sich jahrelang zusammen um Jeffy gekümmert hatten, wussten sie, wie es um die wenigen Fortschritte und die vielen Rückschläge beim Leben mit einem autistischen Kind stand.

»Ich werde es versuchen«, sagte sie. »Vielleicht kann ich ihn zum Spaziergehen bewegen.«

»Wird er mitkommen?«

»Sicher. Solange ich ihn an die Hand nehme und Ba nicht dabei ist.«

»Ba?«

»Ba verwöhnt ihn schrecklich. Er trägt ihn die ganze Zeit. Jeffys Beine funktionieren nicht mehr, wenn Ba in der Nähe ist.«

Alan lachte. »Gut, egal, zu was sie ihn bewegen können, es wird ihm guttun.«

Sylvia zog Jeffy wieder an, während Alan etwas auf die Karteikarte kritzelte.

»Ich wollte mich noch bedanken, dass Sie letzte Nacht vorbeigekommen sind«, sagte sie, wobei sie sich an die freudige Erregung erinnerte, die sie empfand, als sie die Tür geöffnet und ihn dort gesehen hatte. »Es tut mir leid, dass es umsonst war.«

»Es war nicht umsonst. Wir haben beide besser geschlafen.«

»Was die Hausbesuche angeht: Machen Sie die auch bei einsamen Witwen?«

Sie liebte es, ihn erröten zu sehen. Er enttäuschte sie nicht.

»Um die Wahrheit zu sagen, ja. Hier in der Nähe wohnt eine kleine alte Dame, die nach einigen Schlaganfällen bettlägerig ist. Ich besuche sie einmal im Monat.«

»Und wie sieht das aus, wenn die Dame jünger ist?«

»Hängt vom Problem ab. Eine Privatwohnung ist nicht der richtige Ort, um Medizin zu praktizieren.«

Sie unterdrückte ein Lächeln. Der arme Kerl. Er gab sich solche Mühe, sachlich zu bleiben.

»Was ist, wenn sie einen Juckreiz hat, den nur Sie behandeln können?«

Er lächelte boshaft. »Dann würde ich ihr raten, ein Bad zu nehmen. Oder vielleicht eine kalte Dusche.«

Sie lachte. Sie war froh, dass er trotz seines altmodischen Sinns für Anstand und seiner fast spießigen Ehrbarkeit immer noch Sinn für Humor hatte.

»Nebenbei bemerkt«, sagte er in ihr Lachen, »gilt Ihre Einladung zur der Party am Wochenende noch?«

»Sie können es einrichten?« Sie war freudig überrascht.

»Ja, wir können es. Ich dachte, wir hätten etwas vor, aber das stimmt nicht.«

»Wie schön! Um neun. Informelle Kleidung.«

»Wir werden da sein.«

»Großartig. Ich kann Sie ja dann nach oben schmuggeln und Ihnen einige meiner erotischen japanischen Radierungen zeigen.«

Er sah sie direkt an, sein Gesichtsausdruck hatte einen leichten Anflug von Ärger. »Wissen Sie, irgendwann nehme ich Sie einfach mal beim Wort.«

*Wag das ja nicht!* Der Satz lag ihr auf den Lippen, aber sie unterdrückte ihn.

»Das werden wir ja sehen!«, sagte sie, öffnete die Tür des Untersuchungszimmers und schob Jeffy hinaus. »Viel Glück in Washington. Bis Samstag.«

Als sie zum Ausgang ging, überlegte sie, warum sie diesen Anflug von Panik gespürt hatte, als Alan drohte, sie beim Wort zu nehmen. Das wollte sie auf keinen Fall. Sie wusste, die Anziehung, die er auf sie ausübte, war zu einem großen Teil seiner Unerreichbarkeit geschuldet. Das unterschied ihn von so vielen anderen Männern, die sie kannte – zum Beispiel von vielen von Gregs Freunden und den Ehemännern ihrer Freundinnen, die sie nach Gregs Tod aufgesucht hatten, um ihr ›Trost‹ zu spenden. Merkwürdigerweise schien für diese Art von Trost aber immer ein Bett nötig zu sein. Das hatte ihr damals wirklich die Augen geöffnet. Sie hatte seitdem diverse Affären gehabt, aber nicht mit einem von denen.

Alan war immer für jede ihrer zahllosen Offerten taub gewesen. Und sie wusste, dass er sie attraktiv fand. Das machte dieses kleine Spiel umso reizvoller – und Alan umso ehrenhafter.

Warum tat sie das dann immer wieder?

Sie konnte sich diese Frage nie beantworten. Alan war der einzige Mann, den sie so provozierte, trotzdem respektierte sie ihn mehr als jeden anderen, den sie kannte. Warum reizte sie ihn dann so? Warum brachte sie ihn immer wieder in Versuchung? Lag es daran, dass sie wusste, dass ihr nichts passieren würde? Oder wollte sie ihn auf irgendeine Art zu Fall bringen, wollte sie beweisen, dass dieser Ritter in schimmernder Rüstung auch nur auf tönernen Füßen stand?

Nein. Das genau wollte sie nun wirklich nicht beweisen.

Warum liebte sie es dann so sehr, ihn zu provozieren?

Sie stellte sich diese Frage immer wieder, ohne eine passende Antwort zu finden. Sie fragte sich, ob mit ihr vielleicht etwas nicht stimmte – ob sie irgendwo einen psychischen Knacks hatte –, verwarf diesen unangenehmen Gedanken aber sofort wieder.

Es war alles nur Spaß, versicherte sie sich trotzig. Alles nur Spaß.

## 4. Alan

»Und du willst wirklich nicht mitkommen?«

    Ginny sah ihn durch ihre grünen Kontaktlinsen an und lächelte.  
»Du weißt, wie gerne ich mitgefahren wäre, Alan, aber ich kann Josie nicht im Stich lassen. Wir sind ...«

    Er wusste: Das Tennisturnier im Club. Ginny und Josie waren im Viertelfinale für das Frauendoppel.

    »Wie oft werde ich schon vor einem Unterkomitee des Senats aussagen? Ich könnte dich gut als moralische Stütze gebrauchen.«

    »Ich weiß, Liebling«, sagte Ginny und umarmte ihn. »Ich hätte mich ja auch niemals für das Turnier angemeldet, wenn ich gewusst hätte, dass wir so weit kommen würden. Aber Josie verlässt sich auf mich, Alan. Ich kann sie nicht im Stich lassen.«

    Eine sarkastische Bemerkung lag ihm auf den Lippen, aber er verknipte sie sich. Er wollte nicht im Streit fahren.

    »Aber ich bringe dich zum Flughafen«, sagte Ginny.

    »Besser nicht. Ich weiß nicht, wann ich morgen zurückkomme, deswegen lasse ich den Wagen lieber dort im Parkhaus.«

    Er küsste und umarmte sie, und dann war er auf dem Weg zur Tür mit seiner Reisetasche in der Hand.

    »Viel Glück!«, sagte sie winkend, als er in den Wagen stieg. Er lächelte und hoffte, dass ihm nichts anzumerken war. Sie hatte ihn mehr verletzt, als er sich eingestehen wollte.

Von Mike Switzer wusste er, dass alle Ärzte, die zugunsten der Richtlinien aussagten, die Spesen vom Komitee bezahlt bekamen und dass sie vom Flughafen abgeholt wurden. Die, die gegen die Richtlinien waren, mussten selbst zurechtkommen.

    Also sorgte Alan selbst dafür, dass er vom Flughafen von Arlington nach Crystal City kam. Dort nahm er ein Zimmer mit Aussicht auf den Potomac. Die Nacht war kühl und klar und von seinem Fenster aus sah er die Spiegelbilder der angestrahlten Denkmäler auf der anderen Flussseite im sacht bewegten Wasser.

    Er verabscheute es zu reisen. Er fühlte sich seltsam verloren, wenn er von seiner Praxis und seinem Heim entfernt war, so als hätte jemand den Stecker aus ihm herausgezogen und er existierte

einfach nicht mehr. Er schüttelte sich. Er mochte dieses Gefühl nicht.

Er öffnete seine Tasche, holte eine Flasche Bushmills heraus, goss sich eine großzügige Portion in ein Glas, setzte sich dann wieder auf das Doppelbett und sah zum Fernseher, ohne das Programm zu verfolgen.

Es hatte keinen Sinn, sich etwas vorzumachen: Er war nervös. Er hatte noch niemals vor irgendeinem Komitee ausgesagt, ganz zu schweigen vor einem, dem der gefürchtete Senator James McCready vorsah. Warum, zum Teufel, hatte er sich darauf eingelassen? Was trieb ihn dazu, sich von einem Haufen Politiker ins Kreuzverhör nehmen zu lassen? Das war doch Wahnsinn!

Es war alles Mikes – Pardon: *Abgeordneter* Switzers Schuld. Wenn der ihn nicht dazu überredet hätte, wäre er jetzt zu Hause in seinem eigenen Bett vor seinem eigenen Fernseher.

Nein, das stimmte nicht. Alan wusste, dass nur er selbst dafür verantwortlich war. Er hatte eine Möglichkeit gewollt, etwas gegen den Gesetzesentwurf über die Medizinischen Richtlinien sagen zu können, und Mike hatte ihm die Chance geboten.

Aber würde es etwas ändern?

Er hatte angefangen, sich zu fragen, ob er nicht vielleicht einer aussterbenden Spezies angehörte, nur noch ein Dinosaurier war ... ein übrig gebliebener Arzt, der eine individualisierte Form von Medizin betrieb, der zu seinen Patienten eine Beziehung aufbaute, der sich ihr Vertrauen erwarb und sie wie Menschen behandelte. Er wollte jemand sein, zu dem sie mit ihren Problemen kamen, jemand, den sie anriefen, wenn ihre Kinder krank waren, jemand, der auf ihrer Weihnachtskartenliste ganz oben rangierte.

Zukünftig würden die Patienten wohl nur noch Nummern sein, die von einem bei der Regierung oder einem kommunalen Krankenhaus angestellten Arzt abgefertigt wurden, der x Stunden lang y Patienten pro Tag behandelte, dann die Stechuhr bediente und wie jeder andere nach Hause ging.

Alan war nicht völlig immun gegen die Verlockung geregelter Arbeitszeiten: Ein planbarer Tagesablauf, festes Einkommen, Krankenversicherung und Rentenansprüche, keine Anrufe mitten

in der Nacht, am Sonntagnachmittag oder während des Pokalendspiels. Die Vorstellung hatte ihren Reiz ...

Für Roboter war das vielleicht die perfekte Lösung, aber nicht für Dinosaurier.

Switzer hatte sich zum Fürsprecher der amerikanischen Ärzte aufgeschwungen, aber wie viel davon Überzeugung und wie viel Show war, konnte Alan nicht sagen. Sie kannten sich noch aus ihren frühen Tagen an der Uni. Sie waren locker befreundet, bis das jeweilige Studium immer größeren Raum einnahm. Mike studierte Jura, Alan Medizin. Alan hatte Mike immer für einen anständigen Kerl gehalten, aber er war nun einmal Berufspolitiker, und als solcher musste er natürlich aufpassen, woher der Wind wehte.

Switzer schien jedenfalls zu wissen, wie man in den Schlagzeilen bleibt. Auf kommunaler Ebene hatte er sich mit den Verkehrsbetrieben angelegt, auf nationaler Ebene lieferte seine Konfrontation mit Senator McCready jedes Mal wieder Nachrichtenstoff. Aber wie viel seiner Kritik an McCreadys Gesetzesvorlage zu den Medizinischen Richtlinien war der eigenen Überzeugung geschuldet und wie viel der Tatsache, dass McCready und der Leiter der MZA, der kommunalen Verkehrsbetriebe, der gegnerischen Partei angehörten?

Diese Unsicherheit machte Alan nervös. Im Augenblick war er jedoch auf Switzer angewiesen. Ihm blieb nichts anderes übrig, als ihm zu vertrauen.

*Und morgen lege ich meinen Kopf auf den Richtblock.*

Die Anhörung begann zu einer äußerst unüblichen Zeit, nämlich um 7 Uhr morgens, deshalb stellte er den Fernseher ab, zog sich aus, goss noch einen Whisky ein und lag dann im Dunkeln im Bett. Er versuchte, einen Radiosender zu finden, der Oldies spielte, aber der Empfang war schlecht, und so fand er sich damit ab, in der Stille auf den Schlaf zu warten. Er wusste, dass er Geduld haben musste, da es wieder eine von diesen Nächten werden würde.

*Alles wie gehabt,* dachte er, als er im Bett lag.

Es war immer das Gleiche. Immer, wenn er die Stadt verließ, verbrachte er die erste Nacht damit, seine eigene Version der Weihnachtserzählung von Charles Dickens durchzuspielen.

Er kämpfte mit dem ungewohnten Bettzeug und der fremden Matratze, geplagt von den Geistern seiner gegenwärtigen Patienten: den Kranken, die er zurückgelassen hatte. Sie waren in guten Händen, aber er war nicht in der Stadt, und sie waren für ihn nicht erreichbar. Er fragte sich, ob er falsche Diagnosen gestellt hatte oder ob ihm therapeutische Fehler unterlaufen waren, die vielleicht nicht rechtzeitig bemerkt werden würden. Die gleichen Sorgen quälten ihn jede Nacht, aber ganz besonders dann, wenn er nicht in der Stadt war.

Er fragte sich, ob auch die anderen Ärzte nachts nicht schlafen konnten, weil sie sich Gedanken um ihre Patienten machten. Er hatte darüber noch nie mit jemand anderem gesprochen, weil sich das kitschig anhörte, wie aus einem billigen Arztroman.

Die Sorgen um die gegenwärtigen Patienten machten allmählich den Geistern der künftigen Patienten Platz, Produkte von Alans chronischer Angst, nicht mehr auf dem neuesten Stand in der Medizin zu sein. Er wusste, es war eine unmögliche Aufgabe, immer auf der Höhe der Technik zu sein, aber es wurmte ihn, wenn er ein neues Diagnosegerät oder eine neue Therapie nicht kannte, mit der er vielleicht einem seiner Patienten helfen könnte.

Und schließlich – sein Unbewusstes sparte sich immer das Schlimmste für den Schluss auf – die Geister der vergangenen Patienten. Vor ihnen fürchtete er sich am meisten. Wie eine schweigende Meute nach einem Unfall versammelten sich die Misserfolge seiner ärztlichen Laufbahn um sein Bett, krochen auf die Bettdecke und umschwebten seinen Kopf, während er in den Schlaf glitt. Die Fehlschläge – diejenigen, die ihm durch die Hände geglitten waren, die zerstörten Leben, die seine Laufbahn begleiteten.

Caroline Wendell machte heute den Anfang. Sie erschien am Fuß des Bettes und entblößte ihre Schultern und Beine, um ihm all diese vollkommen unmöglichen blauen Flecke zu zeigen, die sie immer wieder bekam, und die drohten, ihr ihren Debütantinnenball zu ruinieren, weil ihr Kleid nun mal schulterfrei war. Sie hatte damals nicht gewusst, dass ihr Knochenmark buchstäblich Amok lief und sich selbst zerstörte und sie dabei mit. Alan hatte das auch nicht sofort gewusst, aber jetzt überkam ihn wieder das